

IM KINDERPARLAMENT IST SALMA GEFRAGT

Wenn Salma arbeitet, sieht sie die Welt durch einen Vorhang aus Fäden. Gemeinsam mit ihrer Mutter und ihren älteren Geschwistern sitzt sie hinter einem riesigen Knüpfstuhl auf einer Holzbank und arbeitet. Knoten für Knoten wächst ihr Werk täglich um sechs bis sieben Zentimeter – bis nach rund zwei Monaten ein Teppich entstanden ist. In Indien, das ist ein riesiges Land im Süden von Asien, werden tausende Teppiche von Hand geknüpft und ins Ausland verkauft. Rund 200.000 Kinder arbeiten als Teppichknüpfer und gehen nicht zur Schule.



Salma: „Das Lernen in der Schule macht mir viel mehr Spaß als das Teppichknüpfen. Später möchte ich einmal Lehrerin werden.“

Als ihre große Schwester vor drei Jahren geheiratet hat, musste Salma ihren Platz am Webrahmen einnehmen. Damals war sie neun Jahre alt. Salma musste den ganzen Tag bei der Arbeit helfen – so wie die meisten Kinder in Milik im Norden Indiens. Doch dann kam Dilip Sevarthi von der Vikas-Stiftung in das Dorf. Er setzt sich dafür ein, dass Kinder nicht arbeiten müssen, sondern zur Schule gehen können. In Milik gründete Dilip Sevarthi eine Dorfschule und konnte vielen Eltern erklären, wie wichtig Bildung ist. Er überzeugte auch Salmas Eltern. „Ich wünsche mir, dass Salma eine gute Bildung bekommt“, sagt ihre Mutter Miriam.

Im Freien – zwischen Knüpfrahmen, Tieren und Kuhdung-Lagern – findet von montags bis samstags der Unterricht statt. Eine Lehrerin unterrichtet die Mädchen im Dorf für je drei Stunden. Gelernt wird im Schneidersitz auf dem Boden. Am liebsten mag Salma die Fächer Englisch und Hindi. „Das Lernen in der Schule macht mir viel mehr Spaß als das Teppichknüpfen“, sagt sie. „Später möchte ich einmal Lehrerin werden.“ Zwar hilft die Zwölfjährige ihrer Familie noch immer beim Teppichknüpfen, doch nun bleibt ihr genug Zeit zum Lernen und sogar zum Spielen. Salmas Lieblingsspiel heißt Kabaddi. Das ist ein Mannschaftssport.

Einmal im Monat trifft Salma sich mit allen Dorf-Kindern im Kinderparlament. Sie sprechen über ihre Kinderrechte – etwa über die Gleichberechtigung zwischen Jungen und Mädchen oder darüber, warum Schule und Freizeit so wichtig für Kinder ist. Salmas achtjährige Freundin Sonam ist seit kurzem die neue Präsidentin des Kinderparlaments. Während sie bei den ersten Treffen noch Unterstützung bekommen, sollen die Mädchen und Jungen bald schon eigenständig diskutieren und ihre eigenen Entscheidungen treffen – ganz ohne Erwachsene. Regelmäßig besuchen die Kinder auch ihre Nachbarn und klären sie über Kinderrechte auf. Sie gehen auch in Familien, etwa wenn gegen die Rechte der Kinder verstoßen wird und zum Beispiel ein Mädchen minderjährig verheiratet werden soll.

Einen großen Wunsch haben Salma und die anderen Mitglieder: „Dass alle Kinder in die Schule gehen können und nicht mehr arbeiten müssen!“

NEETU HAT KEINE ZEIT ZUM SPIELEN

In Firozabad, der sogenannten „Glass City“ Indiens, arbeitet ein großer Teil der Bevölkerung in der Glasindustrie. Viele Familien in den Armenvierteln der Stadt verdienen ihren Lebensunterhalt mit der Herstellung von Armreifen aus Glas. Dabei müssen auch viele Kinder Rohlinge zusammen schmelzen oder die fertigen Reifen mit Steinchen und Glitter verzieren. Das ist eine sehr gefährliche Arbeit, die der Gesundheit schadet.



Neetu: „Ab und zu verletze ich mich an der Flamme. Von den Dämpfen wird mir oft schlecht und ich bekomme Husten und Kopfweh. Aber ich muss weiterarbeiten, auch wenn ich krank bin. Denn meine Familie braucht das Geld.“

Der beißende Geruch von Kerosin steigt einem schon vor der Tür in die Nase. In einem dunklen Raum sitzt die achtjährige Neetu („Nitu“ ausgesprochen) im Schneidersitz vor einer Flamme, die Beine werden an den Knien von zwei Ziegelsteinen gestützt. Neben ihr arbeiten ihre Mutter Dhan Devi und ihre Brüder Raj Kishore und Bholay. Von fünf Uhr morgens bis acht Uhr abends schmelzen die vier bunte Glasringe – rote, blaue, grüne. Konzentriert blicken sie in die zischenden Flammen vor sich, um sich möglichst nicht daran zu verbrennen. Sonst ist nur das leise Klirren von Glas zu hören. Bis zu 15.000 Armreifen fertigen sie täglich in Akkordarbeit. Nur mittags machen sie eine kurze Pause.

Nach dem Tod des Vaters vor sieben Monaten hat Neetu seinen Arbeitsplatz eingenommen. „Die Arbeit hat ihn krank gemacht und zum Schluss konnte er nicht mehr atmen“, erzählt das Mädchen traurig. Auch Neetu und ihre Geschwister macht die Arbeit krank. „Jeden Tag wird mir schlecht. Ich bekomme Kopfschmerzen und muss dauernd husten“, sagt die Achtjährige. Am Handgelenk trägt sie einen Glücksbringer, der sie vor Krankheit schützen soll. Auch ihr fünfzehnjähriger Bruder Srikrishan hat einen solchen Talisman. Trotzdem ist er krank geworden und liegt fiebrig und matt im Bett. Das steht direkt hinter den Arbeitsplätzen der Familie. Ihr ganzes Leben spielt sich in diesem dunklen Raum voller giftiger Dämpfe ab: arbeiten, kochen, essen, schlafen. Es ist ein Teufelskreis: Um Medikamente für den kranken Vater zu kaufen, musste die Familie Geld leihen. Das muss sie nun zurückzahlen und dazu noch horrenden Zinsen zahlen. Neetus Mutter weiß genau, dass die Arbeit, die ihre Tochter täglich verrichtet, verboten ist und krank macht. „Aber was soll ich tun? Ich habe keine Wahl.“ 200 Rupien verdient die ganze Familie täglich mit ihrer Arbeit, das sind weniger als drei Euro. Von dem Geld muss sie die Miete für das kleine Zimmer, Essen und den Kredit bezahlen.

Neetu kann sich nicht vorstellen, dass anderswo Kinder nicht arbeiten müssen, dass sie zur Schule gehen, sich mit Freunden treffen und spielen können. „Zum Spielen habe ich keine Zeit“, sagt sie. „Außerdem bin ich dafür viel zu müde.“ Ihr größter Wunsch ist es, in die Schule gehen zu können. Sie weiß auch genau, warum ihr der Schulbesuch so wichtig ist: „Damit ich später studieren und Ärztin werden kann. Dann kann ich kranken Menschen helfen.“

EIN NEUES ZUHAUSE FÜR VIKAS UND LLOYD

Man sieht sie überall in der indischen Großstadt Mumbai: Kinder, die auf der Straße betteln, zwischen Müllresten wohnen und an Bahngleisen schlafen. Mumbai ist riesengroß und hat mehr als 12,5 Millionen Einwohner. Um die 37.000 Kinder müssen dort auf der Straße leben. Viele haben ihre Eltern verloren, andere sind von zuhause weggelaufen, weil sie dort Gewalt erleiden mussten.



Lloyd: „Hier im Don Bosco-Kinderheim ist es wie früher in der Familie!“

Ihr genaues Alter kennen Lloyd und Vikas nicht. Die beiden Brüder sind ehemalige Straßenkinder und besitzen keine Geburtsurkunden. Lloyd ist ungefähr 15 Jahre alt und Vikas etwa 12. Nach dem Tod der Mutter hatte der Vater die beiden vor vielen Jahren in einem staatlichen Kinderheim abgegeben, da er nicht für sie sorgen konnte. Zwei Jahre später erfuhren sie, dass auch ihr Vater gestorben war.

Lloyd fing an, für einen Bekannten Papadam zu verkaufen – das sind kleine Fladen aus Linsenmehl, die kross frittiert werden. Die zwei Brüder haben zu dieser Zeit jahrelang auf der Straße gelebt, immer an anderen Orten, je nachdem, wo sie gerade Schutz fanden. Mit dem wenigen Geld, das Lloyd verdiente, konnte er Essen für beide bezahlen. Und er hat dafür gesorgt, dass sein jüngerer Bruder Vikas zur Schule gehen konnte.

Irgendwann hat ein Onkel die beiden zufällig gefunden und wieder in einem staatlichen Heim untergebracht. Von dort wurden sie dann zum Don Bosco-Kinderheim geschickt, wo Jungen unterkommen, die vorher auf der Straße gelebt haben. Hier fühlen sich die zwei Brüder jetzt sehr wohl. „Es ist wie früher in der Familie“, sagt Lloyd. „Auch wenn wir jetzt nicht mehr Mutter und Vater haben, sondern mehrere ‚Väter‘.“

Im Don Bosco-Kinderheim in Mumbai leben etwa 80 ehemalige Straßenkinder zwischen acht und 18 Jahren. Hier haben sie ein sicheres Zuhause gefunden. Sie bekommen Essen, werden medizinisch versorgt und dürfen endlich zur Schule gehen.

Vikas besucht jetzt eine gute Schule in der Nachbarschaft. Lloyd, der wegen seiner Kinderarbeit jahrelang keine Schule besuchen konnte, hat eine dreijährige Ausbildung in einer Berufsschule angefangen. Neben der Reparatur von Elektrogeräten lernt er die Grundlagen in Mathematik und Wirtschaft sowie die drei wichtigsten Sprachen in Indien: Englisch, Hindi und Marathi. Wenn er den Abschluss schafft, hat er gute Aussichten auf einen Beruf und einen Weg aus der Armut. „Aber am liebsten wäre ich Torwart oder Tänzer“, sagt Lloyd.

FABIANA GEHT EINEN LANGEN WEG

In dem Land Bolivien in Südamerika leben 36 verschiedene Volksgruppen. Das Zusammenleben ist nicht so einfach. Viele Menschen werden wegen ihrer Herkunft von anderen angefeindet oder ausgegrenzt. Sie verstecken deshalb ihre Traditionen und Kleidungsstücke, die für ihre Volksgruppe typisch sind. Fabiana stammt aus dem kleinen Dorf Chocopaya. Es liegt ziemlich abgelegen im Gebirge der Anden, mehrere Stunden Fußmarsch von der nächsten befahrbaren Straße entfernt.

Fabiana: „Die Leute haben mich wegen meiner Kleidung oft komisch angeschaut. Ich stand oft alleine da.“



Ein Mädchen in der traditionellen Kleidung der Anden

„Als ich klein war, bin ich jeden Tag zwei Stunden zu Fuß zur Schule gelaufen und nachmittags wieder zurück – bei Regen, Kälte oder Hitze. Das Wetter spielte keine Rolle für uns Kinder“, erzählt Fabiana. „Außerdem musste ich meinen Eltern bei der Feldarbeit und beim Tiere hüten helfen. Wir hatten Schafe, Kühe und Schweine.“ Auch ihre vier Geschwister halfen bei den Arbeiten – jeden Tag, auch am Wochenende. Ihre Hausaufgaben machten die Kinder abends bei Kerzenschein in der kleinen Lehmhütte der Familie. Strom hatten sie nicht. Zu Essen gab es jeden Tag dasselbe: Maisfladen mit Bohnen und gekochtem Mais, bei besonderen Anlässen auch mal Getreidebrei mit Milch.

Nach der sechsten Klasse wechselte Fabiana an eine weiterführende Schule in der nächstgelegenen Kleinstadt. Sie wollte später einmal studieren und nahm diesmal sogar neun bis zehn Stunden Fußweg auf sich. „Zum Glück konnte ich von Montag bis Freitag im Internat wohnen“, erzählt sie. „Nur am Wochenende musste ich den langen Weg nach Hause gehen.“ So ging das bis zum Abitur. Für das Studium musste Fabiana in die Großstadt Cochabamba ziehen. Auf dem Land gibt es für junge Leute fast ausschließlich Arbeit in der Landwirtschaft. „Also zog ich mit 17 in die Stadt. Meine Eltern musste ich auf dem Land zurücklassen.“

Lauter Verkehrslärm auf den mehrspurigen Straßen, riesige Einkaufszentren, Cafés und Restaurants, eine große Universität – mit rund 630.000 Einwohnern ist Cochabamba die viertgrößte Stadt Boliviens, eine moderne Großstadt. Dort ist das Leben ganz anders als in Fabianas Heimatdorf. Jugendliche in ihrem Alter trafen sich im Park, gingen ins Kino, trugen moderne Kleidung. Während Fabiana zuhause fast ausschließlich ihre Muttersprache Quechua gesprochen hatte, war auf den Straßen in Cochabamba überall Spanisch zu hören. Doch das war nicht der einzige Unterschied. Frauen in Hosen – das hatte Fabiana bisher noch nicht gesehen. Zugleich merkte sie, wie Gleichaltrige sie wegen ihrer traditionellen Kleidung, ihrer Sprache und Herkunft oft kritisch anschauten oder gar ausgrenzten. Erst als zwei ihrer Freundinnen ebenfalls in die Stadt kamen, fühlte sich Fabiana nicht mehr so alleine. Gemeinsam meistern die drei nun den Alltag in der Stadt.

ROMY TANZT FÜR IHR LEBEN GERN MARINERA

„Ich bin einzigartig“, sagt Romy voller Überzeugung. Dazu strahlt sie übers ganze Gesicht. Die Jugendliche liebt diesen Satz und wiederholt ihn oft. Mit ihrer selbstbewussten und herzlichen Art steckt Romy viele mit ihrer Fröhlichkeit an. Romy ist mit dem Down-Syndrom auf die Welt gekommen. Das ist eine Behinderung, die angeboren ist. Menschen mit Down-Syndrom haben ein Chromosom mehr als andere Menschen.



Romy: „Ich bin einzigartig!“

Romy braucht länger, um Dinge zu verstehen und Neues zu lernen. Aber eines kann sie meisterhaft: Marinera tanzen. Das ist ein traditioneller Tanz in Romys Heimat Peru. Sie hat schon viele Meisterschaften gewonnen und gehört zu den besten Marinera-Tänzerinnen in ihrem Land.

Von klein auf geht Romy regelmäßig in das Zentrum „Yancana Huasy“ in Lima, der Hauptstadt Perus. Kinder und Jugendliche mit Behinderung werden hier betreut und gefördert. Es gibt viele Therapieangebote und manche Kinder haben auch Schulunterricht im Zentrum. Zudem stehen Sport und Spiel, Tanz, Theater und Malen auf dem Programm.

Romy nimmt gerne an den Aktivitäten von Yancana Huasy teil. Sie versteht sich gut mit den Therapeuten und den anderen Jungen und Mädchen, die ins Zentrum kommen. „Das ist hier wie eine zweite Familie für uns. Die ist ganz wichtig“, erzählt Romys Mutter Lucy. Und Vater Walter ergänzt: „Hier in Peru ist es sehr schwierig, mit einem Kind mit Behinderung zu leben. Wir werden oft schief angeschaut.“

Hilfen und Angebote wie bei Yancana Huasy sind in dem südamerikanischen Land selten. Nur wenige Kinder mit Behinderung werden angemessen gefördert. Es gibt kaum Therapiemöglichkeiten oder Unterstützung vom Staat. Die Familien müssen teure Arztrechnungen und Therapien selbst finanzieren. Romys Eltern sind dankbar, dass sie beide Arbeit haben und dass Nachbarn und Freunde helfen. Bei Yancana Huasy erhalten sie wichtige Unterstützung, damit sich ihre Tochter gut entfalten kann.

Im Zentrum lernen die Jugendlichen auch Schreibern, Nähen oder Kochen. Romy hat sich so toll entwickelt, dass sie mittlerweile in der Werkstatt des Zentrums mitarbeiten kann: Dort bastelt sie Glückwunschkarten mit bunten Motiven. Sie beklebt sie mit Figuren, die sie vorher aus Karton und Filz ausschneidet. „Das macht mir Spaß“, sagt Romy. Sie ist stolz auf die selbstgestalteten Karten, die im kleinen Laden des Zentrums verkauft werden. „Aber am schönsten ist, dass ich hier Theater spielen und Ballett tanzen kann. Und Schwimmen will ich auch bald lernen.“

Fragt man Romy nach ihren Wünschen für die Zukunft, so antwortet sie: „Ich will glücklich sein und zufrieden.“ Richtig glücklich ist Romy, wenn sie zusammen mit ihrem Partner Marinera tanzt.